

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 9 (1905)

**Artikel:** Auch ein Erziehungsroman

**Autor:** E.Z.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-587767>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Auch ein Erziehungsroman.

**A**ber kein lehrhafter! Es wird nicht ein Problem von irgendwie allgemeiner Bedeutung gestellt und bearbeitet. Es ist keine Tendenz da, oder es liegt wenigstens keine an der Oberfläche. Es wird sich finden, daß ja schon auch da eine gewisse Grundwahrheit sich abstrahieren, eine Lehre ziehen lassen wird, aber doch sehr nebenher und nicht als eigentlicher Inhalt. Dazu sind die Voraussetzungen viel zu eigenartig, als daß, was daraus sich entwickelt, von dieser Seite her sein Interesse haben könnte. Es ist also, mag noch soviel von Erziehung die Rede sein, vor allem der Roman, der uns interessiert.

Daß wir es gleich vorausschicken, besagter Roman endigt auf die allerharmloseste Weise von der Welt im Zuchthaus.

Wie kommt unser Held ins Zuchthaus? Wie soviele andere: durch die Überspannung seiner Ansprüche ans Leben. Durch das Mißverhältnis zwischen der Wirklichkeit und der Illusion, die er über die Welt und sich selbst hat. Wie aber kommt einer zu solchen Illusionen über die Welt im allgemeinen, insbesondere aber über die Stellung seines eigenen hohen und lieben Ich darin? Die Voraussetzungen sind leider nur allzureichlich vorhanden, selten aber in so anmutiger Originalität, womit beileibe nicht unmittelbar gesagt sein soll, daß es in unjarem Fall so habe kommen müssen, nicht anders hätte kommen können. Unheimlich plausibel bleibt aber der Gang der Dinge in unserer Erzählung von Karin Michaelis, aus dem Dänischen überzeugt von W. Thal und Dr. Karding, Verlag von Albert Köhler, Berlin.

„Der Sohn“ lautet der Titel. Wessen Sohn? Das ist das nie gelüftete Geheimnis, das erfahren wir nie. Wenn man sich dabei nur beruhigen könnte nach der wohligen Devise des andern: Le doute et l'ignorance sont les meilleurs des oreillers. Der Findling hätte sich vielleicht dermaßen abgefunden, wenn er ins richtige Nest geraten wäre. Soviel Vorsicht nun geboten ist in der Wahl der Eltern, nicht weniger scheint sie es zu sein nach dem, was unserm Helden geschieht bei der Wahl der Pflegeeltern. Sie sind nämlich in allen Unschuld an allem Unheil schuld — eben in der harmlosesten Weise. Die Tragik, die sich an ihnen vollzieht, ist somit eigentlich die größere, schwerere. Und damit kommen wir darauf, daß eigentlich gar nicht der der Helden ist, welcher dem Buch den Titel zu geben scheint, sondern die Mütter. „Die Mütter“ könnte oder sollte es vielleicht heißen. Er ist doch eigentlich mehr als Objekt zu bezeichnen. Subjekt sind die Mütter. Helden ist das Kleeblatt. Kleeblatt sagen wir, ob es auch in der glückbringenden Rolle versagt, die ihm seine Bierblättrigkeit auferlegt; denn ihrer viere sind es. Vier Schwestern. Je zwei davon noch gar Zwillinge. Und gleich hintereinander sind sie erst noch gekommen, ihrem kleinen, in Träumen und Seifenblasen und Stimmungen lebenden Vater, dem rührenden, drolligen Flachmalerlein im stillen Landstädtchen im südlichen Jütland. Zur Ansiedlung in Kopenhagen sind sie auch sonderbar genug gekommen. Ihr kleines Erbkapital haben sie dort auf die Bank gebracht, weil sie nicht mehr den Mut und die Kraft in sich fühlten, den Schatz selbst zu hüten. Von den Eltern beisammen auf der Welt zurückgelassen, haben sie keine, auch nicht die leiseste Abnung von Welt und Menschen, etwa einige Bruchteile, die sich an den Fingern abzählen ließen und sie nicht weiterbrachten. So hätten sie dahingelebt, eng zusammengedrängt, fast gepfercht, in der Angst vor der Außenwelt, wuchsen zusammen, daß sie



Die Stralsburger Hütte an der Sesaplana gegen den Panüeler Schroffen.

fast waren wie die bekannten Siamesen. Zu leben hatten sie. Aber dieser Geldbeutel — „Die Sparkasse in Beleby konnte Bunkerott machen,“ hatte die Mutter gesagt. „Sie sollten lieber selbst das Geld sorglich vor Dieben und Landstreichern hüten.“

Diejer Geldbeutel —

„Am Abend schoben sie mit gemeinsamen Kräften den großen eisernen Riegel vor die Küchentür, verriegelten die gute Stube und verschlossen die doppelte Gartentür. Aber was half das? Vöge Menschen kourten durch den Schornstein gleiten — das war der furchterlichste Gedanke.“

Und so weiter.

„Das Aufwartemädchen, das in dem Verschlag unter der Treppe schlief, wurde weggeschickt. Ihr Vater war ein Zigeuner, und auf solche Leute konnte man sich nicht verlassen. Nun mußten sie alles selbst verrichten. Und das war schwer genug für die kleinen, zarten Hände. Wenn es gewitterte, waren sie ganz elend. Dann legten sie das Geld in den großen Kupfersessel, stülpten den Deckel darauf und verstauten den Kessel auf dem obersten Bord in der Speisefammer. Solange das Gewitter dauerte, standen dann die vier Schwestern eng umschlungen und weinend in der verschlossenen Speisefammer, alle vier unter einem französischen Shawl . . .“

Und so weiter.

Schließlich kamen sie auf die Idee, nach Kopenhagen zu fahren und das Geld dort drüber in der großen neuen Bank zu verwahren, wo es Keller von Granit und Geldschränke von Eisen gab. Aber die Meersahrt ist eine so schreckliche Sache gewesen, daß sie zur Vermeidung der Wiederholung lieber gleich in der Hauptstadt Quartier nehmen und das Haus daheim einem Notar anvertrauen.

Und so lebten sie denn nun und kamen in die Mitte der Dreißiger und lebten vom Träumen und Zeitungslesen. Das Feuilleton war ihr Lebensnerv. Und vom Feuilleton kam denn auch alles. Denn da lasen sie vom Findelkind, das eigentlich ein Grafenkind war. Und nun hatten sie ein Ideal, wie ihr seliges Bäterchen, das zeitlebens von einer Seifenblase geträumt, die ewig nie platzen und groß und schön stät am Himmel bleiben sollte. Was er dafür alles aus seiner Pfeife blies, war ihm auch nicht gut bekommen. Aber davon wußten sie nichts. Und wenn sie es auch gewußt hätten, einen Schlüß gegen ihre Romantik hätten sie kaum daraus gezogen.

Ihre Seifenblase für ihr Firmament war nun also das Findelkind; denn sie holten sich wirklich eines. Es war ein Bublein. Daß es ein Gräflein und zum mindesten das sein

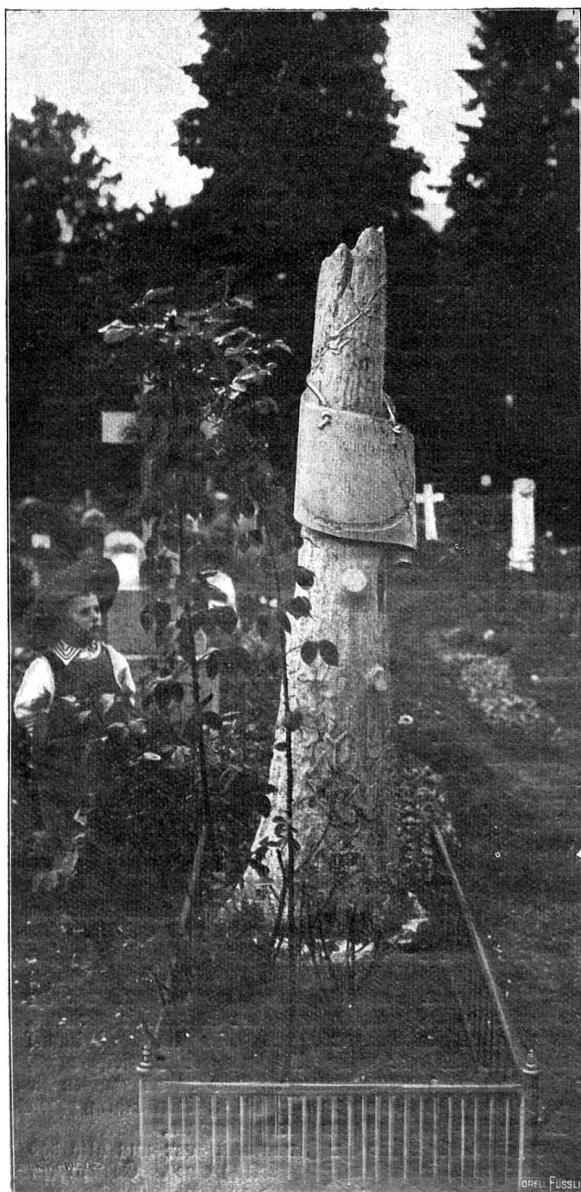
müsse, lag für sie schon im Wesen und Begriff des Kindelkinds dermaßen fest beschlossen, daß man allen Bieren gleich eher den Kopf hätte ab-, als diese Idee ausreichen könnten. Wie dann die vier armen, unkundigen alten Jungfern in gegenseitiger Eiferucht um die Wette aus dem Büblein ihren Gott und aus dem Jungen ihren Herrn und Tyrannen gemacht, wie dann das feine Bürschchen im Umgang mit unechten Damen und unechten Banknoten ganz andere Früchtlein zu zeittigen kommt, als ihre Einfalt jemals ahnen wird, das wird uns nun sehr rührend erzählt. Wie die vier alten Töchter dann über Land wandern und in stiller Schen und Andacht die Mauern seines Buchthauses umschleichen und wie sie ihn begraben, nachdem er ihrer Pflege bar darin erloschen, wie sie nie und nimmer an ihm zweifeln, nicht an seinem "Reinwaschen alter Banknoten" und nicht an der Genialität und Rechtmäßigkeit

keit seines Tuns, als die Wahrheit an den Tag kommt, das ist nun wirklich unseres Wissens wieder einmal ein Stück neuer, bisher ungefugener Poësie. Es ist nicht zufällig von einer Däunin entdeckt worden. Es ist an dem längst so herrlich erwachsenen Baum der intimen Schilderung des Gemütslebens, der Stimmung, des Milieus gereift. Die Übertragungen aus der Belletristik des Nordens machen den verdienstlichsten Teil des Werkes aus, das von der unjren Lefern längst und eben im wesentlichen mit diesem Gebiet eingeführten Thalischen Übersekerfirma ausgeht. Die Wiedergabe ist auch nicht übel, läßt aber da und dort noch auf Bervollkommenung hoffen. Nicht am Rönen, sondern an der Auswendung von ein klein wenig mehr Sorgfalt oder vielleicht mehr Geschmack wird es liegen, ob wir diesen Einwand bei einer künftigen Bekanntschaft werden unterdrücken können.

E. 3.

## Die Straßburger Hütte an der Seesaplana.

Zu umstehenden Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



OPPI FLÜSSLI

Das Grab des österreich. Generals Ludwig Freiherrn von Gablenz auf dem alten Neumünster Friedhof in Zürich.

Die Sektion Straßburg des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins hat im Gebiet der Seesaplana eine großartige Weg- und Hüttenanlage erstellt, die Mitte August mit einer hübschen alpinen Feier eingeweiht worden ist. Die Seesaplana ist die höchste Erhebung (2969 Meter) der die Grenze zwischen der Schweiz und Vorarlberg bildenden Rhätikofette und überhaupt einer der schönsten Aussichtspunkte in den Ostalpen. Leider wird sie des mühevollen Aufstieges wegen viel zu wenig besucht. Es führen drei Wege auf den Berg, der kürteste, aber steilste von Seewis im Prättigau, die zwei anderen mit gemeinsamem Ausgang von Bludenz, der eine über den Lünersee, der andere durchs Zalimtal über den Brandnerferner. Der letztere ist es, den die Straßburger in hervorragender Weise ausgebaut und durch zwei Schutzhütten ausgestattet haben, eine im oberen Zalimtal, 1800 Meter hoch, und die andere am Rande des Brandnerferners, 2700 Meter hoch gelegen; von der oberen Hütte ist die Spitze der Seesaplana in zwei Stunden leicht zu ersteigen. Die obere Hütte ist zum ständigen Wirtschaftsbetrieb eingerichtet und enthält außer Magazinlager noch 32 Betten. Die ganzen Anlagen haben über 50,000 Franken erfordert, ein Betrag, wie ihn nur die reichen deutschen Alpenvereine aufzubringen imstande sind. Die Hütte ist ein Bindeglied zwischen den bereits im Rhätikongebiet vorhandenen Unterfunkthütten und ermöglicht mit jenen zusammen prächtige mehrtägige Höhenwanderungen.

A. Kremm, Zürich.

## Ein vergessenes Soldatengrab.

Zu beistehender Abbildung nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Auf dem alten, seit langer Zeit nicht mehr benutzten Neumünster Friedhofe in Zürich lagen seit seinem freiwilligen Ableben die Gebeine des tapfern österreichischen Generals der Kavallerie Ludwig Freiherrn von Gablenz. Bei seinem in Zürich lebenden Bruder zu Besuch weisend, hat er sich am 28. Januar 1874 in einem Anfall von Schwermut durch einen Schuß ins Herz entlebt. Halbvergessen von der Nachwelt, hob sich seine Ruhestätte in keiner Weise von den Nachbargräbern ab, und wem das Grab nicht bekannt oder wer nicht im Vorübergehen zufällig die halbverwitterte Inschrift entzifferte, der ahnte nicht, daß hier einer der tapfersten und tüchtigsten Generale Alt-Oesterreichs schließt. Noch wenige Jahre, und der Gottesacker wird, wie so mancher andere schon, zur Überbauung freigegeben werden. Dies mag in erster Linie Veranlassung gewesen sein, daß die wenigen noch lebenden Angehörigen des Generals im Verein mit dem nordböhmischen Kriegerbunde sich für eine Überführung der Gebeine des Toten nach der Heimat bemühten. Auf dem Gablenz Hügel in Trautenau, wo den Österreicher 1866 unter Gablenz' Führung das erste und einzige Mal das Waffenglück lachelte, sollen die Überreste des Feldherrn eine dauernde Ruhestätte finden. Die Exhumierung der Gebeine hat am 19. September stattgefunden, und am 27. soll in Trautenau mit großem militärischem Gepränge die Beisetzung stattfinden.

A. Kremm, Zürich.